

ihre gesamte Bibliothek der S. B. zu Eigentum überlässt gegen eine jährliche Entschädigung von 2500 Fr. und gegen das freie und unentgeltliche Benutzungsrecht für die Mitglieder der S. N. G. Die gesamte Verwaltung und Instandhaltung der Bibliothek fällt zu Lasten der S. B., während die S. N. G. wie bisher ihre Publikationen als Tauschmaterialien der S. B. zur Verfügung stellt.

Die dadurch für die S. N. G. alljährlich frei werdenden beträchtlichen Mittel können bei den mannigfaltigen Aufgaben, die sie sich gestellt hat, in fruchtbringender Weise trefflich verwendet werden.

### 8. Nekrologe.

Die naturforschende Gesellschaft in Zürich hat im verflossenen Jahre eine ungewöhnlich grosse Zahl von Mitgliedern durch den Tod verloren. Der Verlust erscheint aber noch ungleich grösser, wenn man zu der Zahl die Namen derer hinzufügt, die unserer Gesellschaft entrissen wurden: befinden sich doch darunter Männer, die den Grössten ihrer Wissenschaft zugesellt werden dürfen.

Wir geben im Folgenden in kurzer Zusammenstellung die wichtigsten Daten unter Hinweis auf bereits erschienene Nekrologe.

Johann Pernet (1845—1902, Mitgl. d. Gesellsch. seit 1890).

Dienstag, den 18. Februar, bewegte sich ein imposanter Trauerzug von den Höhen des Zürichbergs nach der Stadt; es galt, einem unermüdeten Forscher und wahrhaft guten Menschen die letzte Ehre zu erweisen. Die „Neue Zürcher Zeitung“ berichtete darüber in No. 50 wie folgt:

„Die Bestattung von Professor J. Pernet hat letzten Dienstag unter zahlreicher Beteiligung der Lehrerschaft des Polytechnikums und der Hochschule und der Studentenschaft stattgefunden. Ein endloser Zug bewegte sich unter den Klängen einer Trauermusik vom Trauerhause in der Gloriastrasse nach der Fraumünsterkirche, wo die Fahmenträger der Studentenschaft zu beiden Seiten der Rednerkanzel aufstellung nahmen. Der Sarg war mit prächtigen Kränzen geschmückt. In der Kirche entwarf Herr Pfr. Usteri von Fluntern in warmen Worten ein Lebensbild des Verstorbenen, indem er insbesondere die häusliche Gesinnung und die Festigkeit der religiösen Grundsätze Pernet's hervorhob und ihn in dieser Hinsicht als Vorbild der jungen Männer hinstellte, die sich den Studien widmen. Auch die Tätigkeit des Verstorbenen, die er durch öffentliche Vorträge und durch Teilnahme an politischen und sozialen Fragen kundgab, hat der Redner einlässlich gewürdigt. Die Ansprache war mehr als eine konventionelle Abdankung, es war dem Redner Herzenssache, einem Manne Gerechtigkeit

widerfahren zu lassen, der auch kirchlichen Dingen stets aufrichtige Teilnahme geschenkt hat.

Im Namen der Schulbehörden, der Dozenten und Studenten des Polytechnikums entbot Herr Professor Weilenmann dem Verstorbenen den letzten Abschiedsgruss, indem er zugleich in kurzen, aber festen Zügen die wissenschaftliche Laufbahn Pernet's schilderte.“

Da die Rede von Prof. Weilenmann mitsamt einem Verzeichnis der sämtlichen Publikationen Pernet's inzwischen in den „Verhandlungen der schweiz. naturf. Gesellschaft“ erschienen ist, so können wir uns mit einem kurzen Auszuge begnügen.

Johann Pernet wurde am 18. Dezember 1845 in Bern geboren, wo sein aus dem Waadtlande stammender Vater als Lehrer wirkte. Nachdem er die vorbereitenden Schulen absolviert hatte, wandte er sich an der Berner Universität dem Studium der Mathematik und namentlich dem der Physik zu, die damals in ausgezeichneter Weise durch Heinrich Wild vertreten war. Nachdem Pernet schon 1866 Wild's Assistent geworden war, begab er sich 1868 zu seiner weiteren Ausbildung nach Königsberg, um bei Neumann zu arbeiten. Aber schon 1869 folgte er seinem früheren Lehrer Wild nach Petersburg als Assistent an dem physikalischen Zentralobservatorium, mit dessen Direktion dieser inzwischen betraut worden war. Nach dreijähriger Tätigkeit in Petersburg kehrte er wieder zu Neumann nach Königsberg zurück, um sich dann 1874 als Assistent von O. E. Meyer in Breslau niederzulassen, wo er 1875 promovierte und 1876 Privatdozent wurde. Noch in demselben Jahre wurde er von dem Direktor der Normalgleichungskommission, Prof. Förster, nach Berlin berufen, zur Fortsetzung seiner thermometrischen Untersuchungen im Verein mit Grunmach, Thiesen und Wiebe.

Juli 1877 ging Pernet nach Paris, um in das „Bureau international des poids et mesures“ zu Breteuil als Savant étranger einzutreten. In dieser Stellung blieb er, bis ihn, 1886, mannigfache Enttäuschungen zur Rückkehr nach Berlin veranlassten. Nachdem er sich dort habilitiert hatte, wurde er 1887 provisorisch und 1888 definitiv zum Mitgliede der von Helmholtz geleiteten physikalisch-technischen Reichsanstalt ernannt.

Als im Jahre 1890 Heinrich Schneebeli starb, folgte Pernet einem Rufe an das eidgenössische Polytechnikum als Professor der Physik, welche Stellung er bis zu seinem am 15. Februar 1902 erfolgten Tode bekleidete. —

Wie schon bemerkt, ist dem von Prof. Weilenmann verfassten Nekrolog, dem wir hier gefolgt sind, ein vollständiges Verzeichnis der Publikationen Pernet's beigegeben. Es enthält auch zugleich eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des Verstorbenen. Wer aber nicht nur den Gelehrten, sondern auch den trefflichen und so sehr sympathischen Menschen kennen lernen will, dem sei noch das stimmungsvolle und lebenswahre Bild empfohlen, das Prof. Th. Vetter im Zentralblatt d. Zofingervereins (Mai 1902) gezeichnet hat.

Bernhard Wartmann (1830—1902, Ehrenmitglied d. Gesellsch. seit 1883).

Bernhard Wartmann wurde 1830 in St. Gallen geboren, studierte 1849 bis 1852 in Zürich Naturwissenschaften, arbeitete dann in Freiburg i. Breisgau als Assistent unter Carl v. Nägeli, habilitierte sich 1855 am eidg. Polytechnikum für Botanik und wurde 1856 als Professor für Naturgeschichte an die Kantonsschule in St. Gallen berufen.

In dieser Stellung hat er 45½ Jahre in seiner Vaterstadt gewirkt, bis zu seinem am 3. Juni 1902 erfolgten Tode. Als Lehrer der Naturwissenschaften, als Schulmann, als Leiter der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, als Direktor des städtischen naturhistorischen Museums, als Berater der Behörden und als Forscher hat er hier seiner engeren und weitem Heimat, dem Volke und der Wissenschaft viel geleistet.

Als Lehrer der Naturgeschichte legte er das Hauptgewicht auf Schulung der Beobachtungsgabe und auf Kennenlernen der einheimischen Natur; er hat nicht zum kleinsten Teil zu dem trefflichen Ruf der St. Galler Schule beigetragen. Die naturwissenschaftliche Gesellschaft St. Gallens entwickelte sich unter seiner 34jährigen Leitung zur blühendsten Kantonalgesellschaft der Schweiz; durch sie wusste er in den weitesten Kreisen das Interesse an der Natur zu wecken und viel zur Erforschung des Kantons beizutragen.

Seiner rastlosen Tätigkeit verdankt auch das St. Galler naturhistorische Museum seinen trefflichen Stand; er war 30 Jahre lang Direktor desselben, hat an der Bestimmung und Ordnung der Objekte unermüdlich selbst gearbeitet, so dass namentlich die kantonale Gesteinswelt, Flora und Fauna in musterhafter Weise repräsentiert sind. Auch einen botanischen Garten gründete und leitete er mit viel Erfolg.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten bewegten sich hauptsächlich auf botanischem Gebiet. Sein Hauptwerk ist hier die mit Th. Schlatter gemeinschaftlich verfasste „Kritische Übersicht über die Gefäßpflanzen der Kantone St. Gallen und Appenzell“, eine Flora von anerkannt mustergültiger Bearbeitung, besonders auch in Bezug auf Standorts- und Höhenangaben. Ausserdem hat er in den „Berichten“ der St. Galler naturwissenschaftlichen Gesellschaft zahlreiche kleinere und grössere Mitteilungen aus Botanik, Zoologie und Mineralogie publiziert. Diese „Berichte“, während 41 Jahren von ihm redigiert, sind ein sprechendes Zeugnis seiner unermüdlichen Arbeitskraft.

Wartmann war ein scharf ausgeprägter, fest in sich geschlossener Charakter: klar und wahr, jeder Phrase abhold, von unbeugsamer Energie, oft beinahe gewalttätig, aber von goldener Treue gegen sich selbst und andere, von absoluter Sachlichkeit und voll jugendlichen Feuers edler Begeisterung für alles Grosse.

Sein Tod hat in die Reihen der schweizerischen Naturforscher eine schwer auszufüllende Lücke gerissen.

Rudolf Virchow (1821 — 1902, Ehrenmitglied d. Gesellsch. seit 1891).

Wenn es auch nicht Aufgabe unserer „Notizen“ sein kann, dem Begründer der Cellularpathologie, dem ausgezeichneten Forscher und Lehrer, dem unermüdlischen Kämpfer für die Freiheit und Vorurteilslosigkeit in der Wissenschaft und im Leben, dem hochverdienten und erfolgreichen Arbeiter auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens — es sei nur an seine unvergänglichen Leistungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege erinnert — einen Nachruf zu bringen, so wollen wir doch wenigstens kurz die wichtigsten Daten seines Lebens zusammenstellen, um dann insbesondere der Beziehungen Virchows zur Schweiz zu gedenken.

Rudolf Virchow wurde am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Pommern geboren. Er studierte an der Berliner Universität Medizin, wurde 1846 Prorektor an der Charité und 1847 Privatdozent. Im Jahre 1848 schloss er sich der politischen Bewegung an, er bekannte sich offen als Demokrat und trat energisch in Wort und Schrift für eine medizinische Reform ein. Diese politische Betätigung hatte zur Folge, dass er Ostern 1849 vorübergehend seiner Stelle an der Berliner Universität entsetzt wurde. Um so freudiger nahm er im Herbst desselben Jahres einen Ruf an die Universität Würzburg an, zu deren hervorragendsten Lehrern er bald gehörte. Zu jener Zeit habe sich auch eine Gelegenheit geboten, Virchow für die Zürcher Universität zu gewinnen — so berichten die Lebenserinnerungen von K. E. Hasse, von denen später noch die Rede sein wird. Nach siebenjähriger Tätigkeit in Würzburg wurde Virchow im Herbst 1856 an die Berliner Universität zurückgerufen, an der er nun als Direktor des pathologischen Institutes bis zu seinem am 5. September 1902 erfolgten Tode wirkte. —

Wenn die naturforschende Gesellschaft in Zürich Virchow bei Anlass seines siebzigsten Geburtstages zum Ehrenmitgliede ernannte, so wollte sie damit nicht nur den grossen Forscher, sondern zugleich auch den Freund der Schweiz ehren, wie es sich ja auch zehn Jahre später die Schweizer Aerzte nicht nehmen liessen, seinen achtzigsten Geburtstag besonders zu feiern. Ueber Virchows wiederholte Besuche in der Schweiz und seine Beziehungen zum Schweizerlande berichtet der folgende, mit W. gezeichnete Aufsatz in Nr. 250, 1902 der Neuen Zürcher Zeitung:

„Es war in Ostbalden im Sommer 1899. Ich tat, was die meisten andern auch zu tun pflegen, wenn sie abends an einem Kurort anlangen und auf das Abendessen warten: ich blätterte im Fremdenbuch, um mich über die Tischgesellschaft zu orientieren. „Professor Rud. Virchow mit Frau und Tochter“ stand in kleiner, deutlicher Schrift auf dem zweitletzten beschriebenen Blatte zu lesen. Nicht ohne Ungeduld harrete ich des Momentes, da ich den Fürsten im Reiche der Wissenschaft und den forschenden Politiker, der so manchen Strauss mit dem eisernen Kanzler ausgefochten, aus nächster Nähe schauen sollte. Die Musterung der Tischgenossen war leider ohne Erfolg, Prof. Virchow erschien an jenem Abend nicht und auch die beiden folgenden Tage erwartete ich ihn umsonst. Der Achtundsiebzigjährige, der

seit einigen Wochen in Obstalden weilte, war schnell nach Berlin verreist, zu keinem andern Zwecke, als um im preussischen Abgeordnetenhaus bei der Abstimmung über die Kanalvorlage mitzustimmen. Am Spätabend des dritten Tages war er bereits wieder am Walensee!

Es litt mich nicht, bis zum folgenden Morgen zu warten, um diesen seltenen Mann zu sehen, dessen hohes Pflichtbewusstsein durch die eben erwähnte Tatsache sattsam illustriert wird. Ich stand am Tor des Gasthofes, als der Wagen von der Station Mühlehorn her vorfuhr und Virchow ihm entstieg, so elastisch und ohne sichtbare Spuren der Ermüdung von der Blitzreise, als ob er eben von einem Spaziergang aus Obstaldens herrlicher Umgebung zurückgekehrt wäre.

Die Frau Wirtin zum „Sternen“ hatte mir inzwischen den Herrn Professor mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperamentes geschildert. Sie erzählte mir, wie wohl sich der alte Herr in Obstalden fühle, das er wiederholt schon zur Sommerfrische auserwählt, wie ungezwungen und freundlich gegen jedermann er im Verkehr sei, „gar nicht wie ein Geheimer Herr Medizinalrat“. Er wolle auch nicht als solcher tituliert sein, machte sie mich noch besonders aufmerksam.

Der Zufall fügte es, dass ich Prof. Virchow an der Tafel gegenüber zu sitzen kam und so des Genusses einer seltenen Kurgesellschaft teilhaftig wurde. Wenn er jeweilen einen Moment schweigend und sinnend dasass und dann, langsam den Kopf hebend, mit dem unvergesslichen Blick seiner ausdrucksvollen Augen sich an die Gesellschaft wandte, erinnerte er mich immer wieder an unsern Gottfried Keller. Der Herr Professor war aber keine verschlossene Natur, wie Meister Gottfried sel., sondern ein sehr gesprächiger, mittheilender Herr, der seine Umgebung vortrefflich zu unterhalten verstand, ein fröhlicher, humorvoller Erzähler, den auch das Kleine interessierte und der über alles gerne seine Ansicht äusserte. Der eifrige freisinnige Politiker zeigte viel Interesse für die Institutionen unseres Landes, für dessen Wesen er ebenso viel Verständnis als Sympathie bekundete. Ueber alles Mögliche verlangte er nähern Aufschluss und mehr als einmal setzte mich die Sicherheit seines Urtheils über schweizerische Persönlichkeiten und Verhältnisse in Staunen. Ich vergesse es nie, wie gemüthlich jede Mahlzeit in seiner Gesellschaft verlief, wie der alte Herr, aller Etikette abhold und von dem Vorrecht der Bequemlichkeit des Alters gebrauch machend, sich wie in der eigenen Häuslichkeit gerierte. Die ängstliche Aufsicht seiner Begleitung, zweier eben so feinen, als lebenswürdigen Damen, vernochte das Gleichgewicht seines Behagens bei der kulinarischen Betätigung nie zu stören.

Wie in Obstalden bald jedes Kind den leutseligen Herrn Professor kannte, so waren ihm anderseits Land und Leute, jeder Weg und Steg des herrlichen Fleck Schweizerbodens vertraut. Tag für Tag machte er seine grössern Spaziergänge über Stock und Stein, durch Wald und Flur, ohne dass die hohen Jahre seines Alters dagegen Einsprache erhoben. Ganz besonders hatte es ihm der farbenmächtige Walensee, auf den von Obstaldens grüner Höhe hinabzuschauen ein unbeschreiblicher Genuss ist, angetan. Er

weilte denn auch, wenn ich nicht irre, im Sommer 1899 zum fünften Male in Obstalden.

In der ersten Woche des Monates September beendigte er die Kur. Virchow durfte auf dem deutschen Anthropologenkongress in Lindau — der Besuch verschiedener Orte der Schweiz durch die Kongressmitglieder brachte Virchow nochmals in unser Land — nicht fehlen. Und kaum, dass er die Strapazen dieser Tagung hinter sich hatte, reiste der jugendliche Greis an die Versammlung deutscher Naturforscher in München.

Im Herbst des letzten Jahres konnte, wie erinnerlich, der Riese deutscher Wissenschaft seinen achtzigsten Geburtstag feiern. Auch unsere Schweizer Aerzte schickten sich an, Virchow ihre Huldigung darzubringen. Die Zeitungen verrieten, dass den Glückwunsch ein äusseres Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit begleiten sollte. Die Erinnerung an die Tage von Obstalden in Virchows Gesellschaft liess eine Zeitungsschreibersfrau, welche Virchows persönliche Liebenswürdigkeit erfahren, auf den Gedanken kommen, ein Bild vom Walensee dürfte der sinnigste Schweizergruss sein. Der Präsident der Schweizer Aerztegesellschaft nahm die Anregung freundlich auf und Balz Stägers Pinsel schuf die „Partie am Walensee“. Wie viel Freude die Gabe Virchow bereitet, und wie viel schöne Erinnerungen sie in ihm geweckt, hat der Jubilar selbst in einer Zeitschrift, in der er über die Feier sich verbreitete, erzählt.

Die Anhänglichkeit, die Virchow für unser Land hegte, rechtfertigte es wohl, in einem Schweizerblatt das Bild, welches die Männer der Wissenschaft von dem Gelehrten und Forscher entworfen, durch einige persönliche Züge des Mannes zu ergänzen.“

Heinrich Wild (1833—1902, Mitgl. d. Gesellsch. seit 1857, Ehrenmitglied seit 1895).

Heinrich Wild — wir folgen zunächst im wesentlichen dem Nekrologe, den Dr. J. Maurer in den Verhandlungen der Schweiz. Naturf. Gesellsch. veröffentlicht hat — wurde am 17. Dezember 1833 in Uster (Kt. Zürich) geboren, wo sein Vater Johannes Wild eine Erziehungsanstalt leitete. Nachdem er in Zürich das Gymnasium und die Universität besucht hatte, studierte er bei Neumann in Königsberg und promovierte 1857 in Zürich. Noch in demselben Jahre wurde er Mitglied unserer naturforschenden Gesellschaft, der er schon am 15. Dezember 1856 (nach dem Protokollauszuge von Prof. H. Hofmeister im 2. Bde. der Vierteljahrsschrift) einen Vortrag über das Diffusionsgesetz bei Salzlösungen gehalten hatte. Von dem wissenschaftlichen Eifer, den der junge Gelehrte gleich von Anfang an in unserer Gesellschaft entwickelte, geben überdies drei Abhandlungen in den Jahrgängen 1857, 1858 und 1859 der Vierteljahrsschrift Kunde. Da sich die beiden letzten nicht im Maurerschen Verzeichnis finden, so seien ihre Titel hier nachgetragen:

1. Ueber die thermoelektrischen Ströme und die Spannungsgesetze bei den Elektrolyten. (Auszug aus den zwei Vorträgen in der naturforschenden

Gesellschaft in Zürich, gehalten den 26. Oktober 1857 und 25. Januar 1858.) Vierteljahrsschr. d. naturf. Ges. in Zürich, 3. Jahrg. 1858, S. 62—69. [Die Arbeit erschien dann (s. das Verzeichnis v. Maurer) in erweiterter Gestalt in Pogg. Ann.]

2. Ueber das Barometer; den 1. November vorgetragen von Prof. H. Wild. Vierteljahrsschr. der naturf. Gesellsch. in Zürich, 4. Jahrg. 1859, S. 96—99.

Der Titel, der dem Autor der zuletzt erwähnten Arbeit beigelegt ist, greift der Berichterstattung schon etwas vor. Nachdem nämlich Wild noch einige Zeit in Heidelberg bei Kirchhoff und Bunsen gearbeitet hatte, habilitierte er sich Ostern 1858 als Privatdozent der Physik an beiden Hochschulen. Aber noch in demselben Jahre wurde er als Extraordinarius nach Bern berufen, wo er bis zum Jahre 1868, seit 1862 als Ordinarius, wirkte. „Schon in Bern entfaltete Wild eine aussergewöhnlich rege wissenschaftliche Tätigkeit. Hier richtete er für die Kantone Bern und Solothurn ein meteorologisches Stationsnetz ein, erweiterte die Sternwarte zu einer meteorologischen Zentralanstalt für den Kanton Bern und einem meteorologischen Observatorium mit selbstregistrierenden Apparaten und legte damit den Grund zu der 1863 von der Schweiz. Naturf. Gesellschaft ins Werk gesetzten Einrichtung des grossen schweiz. meteorologischen Beobachtungsnetzes.

Eine 1861 vom schweiz. Bundesrat ihm übertragene Inspektion der Mass- und Gewichtsanstalten in der Schweiz veranlasste Wild, eine Reform der schweiz. Urmasse und die Begründung einer eidgenössischen Normalmessenstätte zu beantragen, als deren Direktor er dann auch diese Reform bis 1867 in sorgfältigster Weise ausführte und vollendete. Was überdies der treffliche junge Physiker als Meteorologe zu leisten imstande war, das offenbarte sich auch deutlich in der von Wild im Jahre 1867 gehaltenen Rektorsrede „Ueber Föhn und Eiszeit“, in welcher der streitbare Gelehrte eine scharfsinnige Polemik gegen Doves kurz vorher erschienene Schrift „Eiszeit, Föhn und Sirocco“ eröffnete. Es kam also nicht von ungefähr, dass schon damals die russische Regierung auf den ungewöhnlich tätigen, vielgenannten Schweizer Gelehrten aufmerksam gemacht wurde. Im Mai 1868 wurde er in Nachfolge von Kämtz als Mitglied der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften und Direktor des physikalischen Zentralobservatoriums nach St. Petersburg berufen, wo denn auf seine Initiative hin und unter seiner Leitung eine vollständige Reorganisation und Erweiterung der letzteren Anstalt und des davon abhängigen meteorologischen und magnetischen Beobachtungsnetzes in Russland erfolgte, eine wahrhaft gigantische Aufgabe, die aber ganz dem hochausgebildeten, unerschöpflichen Organisationstalent v. Wilds entsprach.“ (Maurer.)

Was Heinrich v. Wild während seiner 27-jährigen Tätigkeit in Russland geleistet hat, ist geradezu erstaunlich. Es fehlte ihm aber auch nicht, weder zu seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode, an rückhaltslosester Anerkennung seiner unvergänglichen, wahrhaft grossen Schöpfungen. Als Beleg hierfür lassen wir gerne den Artikel folgen, den die „Neue Zürcher

Zeitung“ in Nr. 354, 1902, als Erinnerung an Staatsrat Dr. Heinrich v. Wild veröffentlicht hat. Er lautet:

„General Rykatschew, der langjährige verdiente Mitarbeiter und nunmehrige Nachfolger Wilds im Direktorium des Petersburger physikalischen Zentralobservatoriums, widmete jüngst in der russischen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg dem Leben und reichen Wirken unseres berühmten Schweizergelehrten einen sehr gehaltvollen Nachruf. Aus der vor trefflichen Rede, welche die eminente Arbeitskraft und die bewunderungswürdige Leistungsfähigkeit Wilds ins volle Licht rückt, geben wir nur Nachstehendes wieder, was auch unsere zücherischen Leser und Verehrer des hochverdienten Forschers interessieren dürfte.

Die besten Jahre seines Lebens, sagt Rykatschew, widmete Wild dem Dienste des russischen Reiches, behufs Reorganisation und Entwicklung der Meteorologie, des Erdmagnetismus und der Errichtung des Constantinowschen magnetisch-meteorologischen Observatoriums in Pawlowsk, welches bis heute als eine mustergültige Anstalt dastelt, nicht bloss für Russland allein, sondern auch für andere Länder. Dank der zweckmässigen, genialen Einrichtungen dieses Observatoriums und der Vollkommenheit der von H. Wild erfundenen und daselbst funktionierenden Apparate, haben die Messungen der erdmagnetischen Elemente mit jenen Instrumenten eine vorher nie erreichte Genauigkeit erlangt. Indem Wild die verschiedenen Zweige der Physik mit seinen Arbeiten bereicherte, war er auch ein würdiger Vertreter Russlands in den gelehrten internationalen Versammlungen; er war im Verlauf von vielen Jahren Präsident des internationalen meteorologischen Komitees, ferner Präsident der internationalen Polarkommission, welche letztere im Jahre 1882 eine Reihe sehr wichtiger Polar-Expeditionen ausrüstete.

Besonders stolz darf die Akademie auf die Schöpfung jenes Filialobservatoriums in Pawlowsk sein. Von den Bauplänen bis herab zur letzten Schraube der einzelnen Apparate wurde alles persönlich durch Wild kontrolliert und in peinlichster, gewissenhaftester Weise auch durch ihn vollendet.

Beim Antritt der Tätigkeit Wilds am Zentralobservatorium in Petersburg (im Jahre 1868) bestand das meteorologische Netz in Russland im ganzen aus bloss 31 Stationen, beim Weggang Wilds waren es deren 650; also die Zahl derselben um das zwanzigfache vergrössert, nicht mitgerechnet die besondern Stationen für Regenmessung und Gewitterrapporte. Die Beobachtungen aller dieser Stationen wurden von Anfang an regelmässig publiziert in den „Annalen“ des physikalischen Zentralobservatoriums und auf praktische Weise verwertet in dem sogenannten „Repertorium für Meteorologie“, unter Wilds Leitung herausgegeben von der russischen Akademie der Wissenschaften. Es sind dies im ganzen 17 Foliobände, welche die meisten und namentlich für die Gebiete der praktischen Meteorologie und des tellurischen Magnetismus ungemein wichtigen und vielseitigen Abhandlungen Wilds enthalten. Wilds monumentales Werk aber, sowohl nach Umfang als nach Gründlichkeit bilden „Die Temperaturverhältnisse des russischen Reiches“, veröffentlicht im Jahre 1881, das die Resultate aller in Russland bis 1875 angestellten Temperaturbeobachtungen enthält,



und zwar mit sorgfältigster Kritik gesichtet. Die gesamte klimatologische Literatur kann diesem Standardwerk bis auf die heutige Zeit in seiner Art nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen.

Als wahrhaft klassisch gilt auch die Beschreibung des grossen Normalbarometers, welches in der mechanischen Werkstätte des Observatoriums unter Wilds Leitung konstruiert worden ist. Die Herstellung desselben und die allseitigen Untersuchungen, welche mit demselben vorgenommen wurden, ergaben zur Evidenz, dass es das erste barometrische Instrument war, welches den Anforderungen der Technik und der Wissenschaft vollkommen genügt. Es diente auch später als Muster für das am internationalen Mass- und Gewichtsbureau in Sèvres (bei Paris) verwendete ähnliche Instrument.

Unter Wilds Leitung sind ferner noch im russischen Reiche zwei magnetisch-meteorologische Observatorien gegründet worden, dasjenige von Katharinenburg und dasjenige in Irkutsk, sie entsprechen beide den neuesten Anforderungen der Wissenschaft. Dasjenige von Tiflis wurde vollständig reorganisiert.

Im Jahre 1874 fing das physikalische Zentralobservatorium an, ein monatliches meteorologisches Bulletin herauszugeben und vom Jahre 1876 an wurde eine Abteilung für Sturmwarnungen gegründet, welche alltäglich zwei synoptische Karten drucken liess für die verschiedenen Gouvernements Russlands und für die Stadt Petersburg.

Ebenso kam unter Wild eine Abteilung für Regen- und Gewitterbeobachtungen zu stande, welche im Jahre 1894 1400 Stationen zu kontrollieren hatte.

Ausser dem erwähnten Repertorium für Meteorologie und den allwöchentlichen Bulletins gab das Zentralobservatorium seit 1892 noch ein allmonatliches und allwöchentliches Bulletin für praktische administrative Zwecke heraus.

Ausser der Meteorologie und dem Erdmagnetismus verdanken wir Wild noch eine grosse Zahl wissenschaftlicher Leistungen, welche hauptsächlich die Gebiete der Optik, der Mass- und Wägungsmethoden und die Elektrizität betreffen.

Das von ihm erfundene Polaristrobometer (optischer Sacharimeter) ist allgemein bekannt, weniger dürfte das von seinen Polarisationsphotometern gelten, da diese als wissenschaftliche Präzisionsinstrumente eine geringere Verbreitung gefunden haben. Die Meteorologie ist von ihm durch die Angabe einer neuen optischen Methode zur Vergleichung von Strich- und Längenmassen, neuer Komparatoren für Längenmasse und anderer Verbesserungen von Mass- und Wägungsmethoden bereichert worden, die er 1870 als Mitglied zuerst der „Commission internationale du mètre“ und später seit 1875 als Mitglied des durch die Meterkonvention eingesetzten internationalen Mass- und Gewichtskomitees zur Reform der Urmasse des metrischen Systems vorgeschlagen und ausgeführt hat. Auf dem Gebiet der Elektrizität verdanken wir Wild neben der Entdeckung der thermoelektrischen Ströme in Flüssigkeiten und Untersuchungen über die Spannungsgesetze der Elektrolyte aus neuester Zeit auch noch eine sehr wertvolle und sorgfältige

Präzisionsbestimmung der absoluten Widerstandseinheit (Ohm), die er als Mitglied der internationalen elektrischen Kommission durchführte.

Im ganzen sind es über 100 meist klassische Arbeiten, mit denen Wild die physikalische und meteorologische Wissenschaft bereicherte. Die Aufzählung aller derselben würde selbst ein umfangreiches Verzeichnis ausfüllen. In Anerkennung seiner grossen Verdienste um die Wissenschaft erhielt Wild auch noch die Ernennung zum Ehrenmitgliede der kaiserlich-russischen Akademie zu Petersburg, nachdem er schon seit längerer Zeit teils Ehrenmitglied, teils korrespondierendes Mitglied der Akademien von Berlin, Wien, Stockholm, Boston, Harlem, Montevideo, Rom und einer Reihe anderer gelehrter Gesellschaften geworden war.

Herrn Wild darf das Zeugnis gegeben werden, dass er die sich gestellten Aufgaben vollständig gelöst hat, wenigstens im europäischen Russland, und man darf wohl sagen, dass Russland, was die Vollkommenheit der Beobachtungen und die sorgfältige Publikation derselben, sowie die Bearbeitung der Klimatologie anbelangt, wenn auch nicht vor andere Länder, so doch in gleiche Reihe mit ihnen zu stellen ist.

Diese im höchsten Grade rastlose und angestrengte Tätigkeit während 27 Jahren hat Wilds sonst feste Gesundheit endlich doch angegriffen, so dass er im August 1895 um seine Entlassung einkommen musste, um sich in seiner ersten Heimat, Zürich, niederzulassen. Doch unterhielt er noch beständig enge Beziehungen zur Petersburger Akademie, indem er derselben seine letzten Arbeiten zur Publikation einschickte.

Im Frühling dieses Jahres begann eine ernstere Krankheit sich einzustellen, welche den grossen Forscher aber nicht hindern konnte, täglich, wenn auch nur kurze Zeit, wissenschaftlich zu arbeiten. Doch Anfang August verschlimmerte sich rasch sein Zustand und am 5. September hat dieses inhaltreiche und arbeitsfrohe Menschenleben seinen Abschluss gefunden.“ —

Als sich im Jahre 1895 in Zürich die Kunde verbreitete, Heinrich v. Wild habe seine Stellungen in Petersburg niedergelegt und beabsichtige, seinen Wohnsitz in Zürich zu nehmen, da hatte man allgemein die freudige Empfindung, dass dies eine wahre Bereicherung des geistigen Lebens unserer lieben Stadt bedeuten würde. Die naturforschende Gesellschaft entbot ihm sofort als Willkomm die Ernennung zum Ehrenmitgliede, bevor er noch den heimatlichen Boden betreten hatte. Und wie rasch wusste sich Wild wieder in die neuen Verhältnisse einzuleben! Mit welcher jugendlicher Elastizität nahm er, der doch zum Ausruhen gekommen war, an den wissenschaftlichen Arbeiten unserer Gesellschaft teil! Die Jahre schienen an dem lebhaften, geistvollen, feinsinnigen und so überaus lebenswürdigen Manne spurlos vorübergegangen zu sein. Und wer das Glück gehabt hat, ihm näher zu treten, und in dem engeren Kreise zu verkehren, den er in seinem gastfreundlichen Hause um sich zu versammeln pflegte, der wird die Stunden, die er mit diesem bedeutenden Manne hat verleben dürfen, zu seinen wertvollsten Erinnerungen zählen. Aus dieser Empfindung ist auch der stimmungsvolle Nachruf hervorgegangen, den Karl Spitteler dem

Andenken an Staatsrat von Wild, insbesondere an die Freitag-Abende im Petersburger Observatorium in Nr. 250 der „Neuen Zürcher-Zeitung“ veröffentlicht hat und den wir wegen der äusserst zutreffenden Charakteristik hier noch wollen folgen lassen. Er bietet auch sonst des kulturgeschichtlich Interessanten genug. Spitteler schreibt:

„Schöne Geselligkeit, aus heimatlicher Traulichkeit und russischer Grosszügigkeit zusammengesetzt, waltete in den Siebziger Jahren in der Petersburger Schweizerkolonie. Abgesehen von dem einmaligen jährlichen Feste, welches alle Schweizer vereinigte, gab es intimere Zirkel, wo Berufsgenossen oder Gleichgesinnte sich regelmässig trafen, in zwanglosem, doch nicht ungebundenem Verkehr, gemäss der freien verbindlichen Höflichkeit, die in Russland das ganze Leben stilisiert und die sich dort auch der Schweizer gerne anzieht. Wenn ich aber sage „Zirkel“, so meine ich natürlich die Familie, nicht etwa Klub und Verein in einem kalten neutralen Gebäude, oder gar in einem Wirtshaus. Denn die russische Geselligkeit ist noch warm; man huldigt dort der Frau nicht bloss mit Worten, sondern dadurch, dass man überhaupt gar keine Erholungszusammenkünfte von Männern ohne die Frau kennt. Für die französischen Schweizer bildete den Mittelpunkt der Pfarrer und der Konsul mit Anschluss des Gymnasialdirektors Margot, welche sämtlich der französischen Schweiz entstammten. Ein anderer heimatlicher Vereinigungsort war das gastfrohe Haus des Herrn Barth mit seiner jugendlichen liebenswürdigen Frau und seiner hübschen Schwägerin. Als treuester Gast während dreier Jahrzehnte, fast wie ein Familienglied war dort der stille, gemütvollte Theodor Kurz, Betriebsdirektor der Warschauer Eisenbahn, sicher zu treffen, während leider der prächtige leutselige Direktor des botanischen Gartens, Professor Regel, der berühmte Naturforscher, durch die unmenschliche Entfernung seines botanischen Gartens von der Welt abgeschnitten war.

Die höchste Ehrenstellung nach der russischen offiziellen Welt hinüber behauptete aber in der Schweizerkolonie Prof. Dr. Wild, Direktor des Petersburger meteorologischen Observatoriums mit Oberaufsicht über alle Observatorien Russlands, Mitglied der Akademie, wirklicher Staatsrat, mit Generalsrang, Adelsstand und dem Titel Exzellenz. Diese ausserordentliche Stellung ermöglichte ihm den Umgang mit den höchstbetitelten Herrschaften als mit seinesgleichen, erlaubte ihm aber andererseits gleichzeitig jedermann, der ihm behagte, ohne Ansehen von Stand und Rang zu seiner Gesellschaft zuzuziehen. Und zwar ohne aufzufallen und abzustecken. Denn diese grossartige Geselligkeit, ich meine die Geselligkeit ohne Ansehen von Stand und Rang, ist ja eine russische Eigentümlichkeit. Gelten doch in Russland immer sämtliche Gäste für gleichwertig, da sie alle durch die gemeinsame Einladung der Hausfrau geehrt sind. Die Hausfrau allein verfügt über die Macht, ihre Gäste auszuzeichnen; die andern, die staatlichen Auszeichnungen, also Rang, Stand und Titel, werden im Vorzimmer abgelegt, für die Dienstboten. Im Salon hört man bloss Vornamen. Diese schöne russische Sitte nun eignete sich Herr Direktor Wild, unterstützt von seiner feingebildeten, taktvollen Frau, mit Liebe und Freude an, so dass in seinem Salon neben

Akademikern und Generalen die einfachsten Leute zu treffen waren, zwar niemals unbedeutende Leute, aber auch solche, denen keine Marke anhaftete.

Ausser den grössern Gastlichkeiten hatte Familie Wild einen intimern Empfangsabend, wo sich eine weniger zahlreiche, aber vertrautere Gesellschaft einzufinden pflegte, den Freitag Abend, unvergesslich allen Eingeweihten. „Umstände“ gab es da keine besonderen. Eine ausgezeichnete Tasse Thee, eine vorzügliche Cigarette, mit Liebenswürdigkeit dargereicht, in prächtigen, eleganten, hell erleuchteten freien, hohen Räumen, damit ist in Russland für das körperliche Behagen genug getan. Auch auf prämeditierte Unterhaltungen wurde im Observatorium verzichtet. Kein Kartenspiel (sonst in Russland das A und O aller Zerstreung), keine Stars, kein anhaltendes Musizieren, nur ausnahmsweise einmal ein Ausflug sämtlicher Gäste abends ins Theater; bei Tag in die Museen. Hauptsache war das Gespräch, aber dank den leitenden Persönlichkeiten weder die Causerie (das heisst auf deutsch das oberflächliche Geplauder) noch die Konversation (auf deutsch gehaltenes Gerede), sondern ein solches Gespräch, wo man etwas sagt, was man selber gedacht hat. Es galt nicht für unhöflich, bei Herrn Wild etwas Vernünftiges zu sagen, und nicht für taktlos, in Gegenwart seiner Frau eine ernste Frage aufzuwerfen. Diese seltene gesellschaftliche Erlaubnis, die Erlaubnis, kein Geschwätz leisten noch ertragen zu müssen, bildete die gewaltige Anziehungskraft der Empfangsabende im Petersburger Observatorium. Ernste Gesinnung und Wissen waren da nicht verboten, sondern erwünscht, ja erfordert. Erfordert nicht durch eine Hausregel, wohl aber durch die Gegenwart eines bedeutenden Mannes wie Direktor Wild. Ein eminenten Kopf, nicht bloss ein hervorragender Gelehrter, sondern überhaupt ein grundgescheiter Mensch, mit Augen, aus denen überschüssige Intelligenz übermütig hervorblitzte, mit einem Munde, aus welchem niemals ein Ausspruch herauskam, der nicht des Nachdenkens wert gewesen wäre. Kurz, etwas Ueberlegenes. Wie persönliche Grösse bei Männern der Wissenschaft aussieht, habe ich nie so deutlich empfunden wie bei Professor Hitzig in Heidelberg und Direktor Wild in Petersburg. Und zugleich eine unmittelbar überzeugende Persönlichkeit. Seiner Exzellenz Wild konnte nicht begegnen, was der biedern einfachen Exzellenz Regel begegnete, der, in Hemdärmeln im Stadtpark arbeitend, einem anmassenden Gardeoffizier seinen Generalsrang unter die Nase reiben musste, um ihn Demut zu lehren. — Dazu der Zauber der Hausfrau, die wie eine leise Fee in den weiten stillen Räumen waltete, von Zeit zu Zeit sich an den Flügel setzend, wo sie mit ihrem zarten duftigen Anschlag die Zuhörer entzückte. Ich erinnere mich nicht, die C-dur-Variationen der Schubertschen A-moll-Sonate und das Menuett der Mozartschen A-dur-Sonate (mit Variationen) jemals so fein vortragen gehört zu haben, wie von Frau Direktor Wild. Dem Wesen der Hausfrau entsprechend war der Stil der Unterhaltung überhaupt alles andere eher als ein geräuschvoller. Keine lauten Reden, sondern ruhiger Verlauf des Gesprächs mit öfttern Pausen, aber nicht die Pausen der Gedankenerschöpfung, sondern die Pausen wie in der Musik, seelische Pausen der stimmungsvollen Erwartung. Und wenn man spät nach Mitternacht, ungerne

genug, endlich schied, so entfernte man sich mit einem Gefühl wie nach einer Streichquartett-Soiree; man hatte etwas Gescheites, Feines und Schönes erlebt, das Geist und Gemüt harmonisch stimmte.

Wen habe ich da nicht während acht Jahren am Freitag Abend erscheinen sehen! Schweizer und andere Ausländer von Ruf, die vorübergehend in Petersburg weilten, bald ein Herr aus der Schweizer Gesandtschaft in Berlin, bald ein Gelehrter oder eine Schauspielerin oder ein Politiker oder Weltreisender, Schriftsteller u. s. w., unter anderen auch unsern Herrn Professor Amsler aus Schaffhausen, damals ich weiss nicht in was für Nöte mit der russischen Regierung verwickelt. Ungerechnet die Gäste aus Petersburg selbst, heute ein General, morgen ein Akademiker. Immer nur ganz wenige auf einmal, kaum ein halbes Dutzend, aber jahrein, jahraus ergibt das eine Summe von interessanten Köpfen. Zu den regelmässigsten Freitag-Gästen gehörte naturgemäss auch der damalige Assistent Herr Wilds, in welchem ich mit angenehmer Überraschung einen alten Schulkameraden aus der Berner Wengerschule wiedererkannte: Dr. Pernet, nachmaliger Professor in Zürich, dessen Tod mir vor einiger Zeit eine abscheuliche Zeitungsnotiz meldete. Schon damals in Petersburg liess der hartnäckige, ernst in sich selbst verschlossene Forschereifer dieses Mannes an seiner zukünftigen wissenschaftlichen Bedeutung nicht zweifeln.

Aber noch einen andern, der sonst keinen Namen hat, muss ich unbedingt hier nennen, weil er durch Freundschaft so innig mit der Familie Wild verbunden war, dass er nicht von ihr getrennt werden kann, wenn von ihr die Rede ist: Carl Hüber, mütterlicherseits zu der Familie Bohnenblust in Aarburg gehörig, ein Mensch voller Talente und voller Liebenswürdigkeit, unter andern ein virtuoser Klavierspieler, der namentlich Chopin so spielte, wie man ihn eben nur in Russland spielt. Er war neben Herrn und Frau Direktor Wild selbst die Seele aller gesellschaftlichen Zusammenkünfte im Petersburger Observatorium, obschon nach aussen hin bloss ein kleiner Angestellter in einem Handelshaus. Aber wie schon gesagt, darnach, was einer ausserhalb des Salons ist, fragt ja in Russland kein Mensch. Persönlichkeit und Manieren gelten allein. Ein Zufall führte mich mit ihm zusammen und durch ihn in die Familie Wild. Es war bei Pastor Dalton; eine Unmenge Geistlicher war zu Ehren einer Berner Mission dort versammelt; plötzlich, mitten in diesem Zion ertönte ein Chopinscher Walzer, prächtig vorgetragen. Das war Carl Hüber. Wir bildeten eine heidnische Oase, schlossen uns zusammen, und einige Tage darauf pilgerte ich auf seine Empfehlung hin durch die nächtlichen finstern Eisblöcke über die gefrorene Newa dem Observatorium zu. Ein biederer Veteran in Uniform schloss auf. — Ich ahnte nicht jenen Abend, dass sich mir da eine trauliche Heimat voll Wärme, Güte und Nachsicht auftat, wo ich während langer Jahre als intimer Gast geduldet werden sollte. Wie manches hat man während jener Jahre zusammen erlebt, gesprochen und musiziert, gehofft und gefürchtet, mitunter auch geseufzt, wenn der strenge nordische Winter gar nicht enden wollte. Jetzt ist das alles eine ferne Vergangenheit geworden, und statt des Seufzens gilt etwas Ernsteres, die Trauer. Die Nachricht, die ich nicht glauben

noch verwinden kann, behauptet, er sei gestorben, der geistvolle, lebenssprühende Direktor Wild! Was die Wissenschaft an ihm verliert, werden andere sagen, welche seine Verdienste nicht bloss ahnen, sondern kennen. Aber die gesellschaftliche Bedeutung des gastlichen Observatoriums durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, die Freitag-Abende bei Herrn Direktor Wild verdienen unvergessen zu bleiben.“

Karl Ewald Hasse (1810—1902, Mitgl. d. Gesellsch. seit 1846, Ehrenmitglied seit 1896).

Karl Ewald Hasse war geboren am 23. Juni 1810 in Dresden. Er studierte in Leipzig Medizin, promovierte dort 1833 und begab sich dann zur Vollendung seiner Studien nach Paris und Wien. Nach kurzer Praxis in Dresden übernahm er Ostern 1836 die Stelle eines Repetenten an der medizinischen Klinik der Leipziger Universität und habilitierte sich dort zugleich. Nachdem er 1839 Extraordinarius geworden war, erhielt er 1844 einen Ruf nach Zürich und siedelte am 1. Juli dorthin über als ordentlicher Professor der Pathologie und der medizinischen Klinik und Direktor des Kantonsspitals. Im Herbst 1852 folgte er einem Rufe nach Heidelberg, von wo er 1856 nach Göttingen übersiedelte. An dieser Universität wirkte er bis 1879, dann zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb am 19. Sept. 1902.

Obwohl Hasse nur acht Jahre lang in Zürich gewirkt hatte, so hatte er es doch verstanden, sich hier grosse Sympathien zu erwerben und freundschaftliche Beziehungen zu begründen, die bis zu seinem Tode, also ein halbes Jahrhundert nach seinem Weggange von Zürich, bestanden haben. Die „Neue Zürcher Zeitung“ brachte in ihrer Nr. 266 vom 25. Sept. einen mit R. unterzeichneten Nachruf, den wir als Beleg für das Gesagte gerne im Wortlaute wiedergeben möchten:

„Nur eine kleine Zahl der Leser wird sich noch des hier genannten Mannes erinnern, und die meisten haben kaum je seinen Namen nennen gehört. Aber diejenigen, welche ihn kannten, werden mit Bedauern den Hinschied des Zweihundcunzigjährigen vernehmen und ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Hasse trat als Nachfolger Pfeufers im Frühjahr 1844 die Professur der medizinischen Klinik der Zürcher Universität an, blieb bis im Herbst 1852 an derselben, und folgte alsdann einer Berufung nach Heidelberg, welche Stellung er 1856 mit Göttingen vertauschte. Hier wirkte er bis 1879, nahm dann seine Entlassung als Professor und zog sich erst nach Hameln, später, nachdem seine jüngere Tochter sich mit seinem letzten Göttinger Assistenten Hermann Schläger in Hannover verheiratet hatte, nach dieser Stadt zurück, wo er am 19. September 1902 starb.

Hasse, der Sohn des Begründers und eines Hauptarbeiters am Brockhaus'schen Konversationslexikon, hatte eine umfassende allgemeine Bildung und hatte sich auch bedeutende Kenntnisse in den beschreibenden Naturwissenschaften erworben, ehe er zum Studium der Medizin überging. Auch dieses betrieb er mit eigener Beobachtung und Forschung, was damals in

Deutschland noch keineswegs allgemein üblich war. An der hiesigen Klinik zeigte er sich als sorgfältiger Beobachter, vorsichtig in seinen Schlüssen, und diese wieder an den eingehend vorgenommenen Sektionen genau prüfend. Gegen die Kranken war er sehr freundlich und teilnehmend, ohne sich von ihnen Unarten gefallen zu lassen. An den Schülern übte er ausgesprochene Pädagogik aus, am Krankenbett wie bei der Sektion. Damit war aber sein Interesse für sie nicht abgeschlossen. Er nahm Anteil an ihrem Ergehen und beriet sie gerne. Seit seiner Ankunft in Zürich und bis zu seinem Weggang wohnte er mit seiner Familie im Haus zum Olivenbaum Nr. 10 Stadelhoferstrasse.

Seine Vorzüge als Arzt fanden bald ihre Anerkennung. Zwar verzichtete er auf Privatpraxis, wurde aber vielfach von Patienten und Kollegen konsultiert. Unter den Fakultätskollegen stand ihm Professor Kölliker am nächsten, dem er für allgemeine und mikroskopische Anatomie viel verdankte. In der Naturforschenden und in der Antiquarischen Gesellschaft war er ein fleissiges Mitglied. Die hiesigen Verhältnisse beobachtete er aufmerksam, verstand und schätzte Land und Leute und kam gut mit ihnen aus, ohne gegen ihre Fehler blind zu sein. Auch Geselligkeit liebte und pflegte er gerne. Die Stadt Zürich ehrte seine Tätigkeit durch die Schenkung des Bürgerrechts.

So sah man ihn ungern von dannen ziehen und auch ihm fiel der Abschied von Zürich schwer. Doch damit war der Verkehr nicht abgebrochen. Einigemal noch besuchte er Zürich, das letzte Mal 1888 bei Anlass eines Kuraufenthaltes in Baden, den er mit seinem Schwiegersohn Schläger und seiner Frau machte, bei welchem Anlass er den grössten Teil seiner Zürcher Schüler sah. Aber die freundschaftlichen Beziehungen mit Zürich dauerten in Briefwechseln fort, worin der Verstorbene eine prächtige Geistesfrische, treues Gedächtnis und lebhaftige Teilnahme am Schicksal seiner Freunde und Bekannten, aber auch an den politischen, sozialen, wissenschaftlichen Ereignissen unseres Landes bewies. Und dies dauerte bis zuletzt fort, auch nachdem zunehmende Kränklichkeit eingetreten und Gesicht und Gehör allmählich fast ganz verloren gegangen waren.

So verlieren die Seinen durch seinen Tod sehr viel. Ihnen bleibt nur der Trost: eine ausgezeichnete Kraft in treuem Aushalten ungewöhnlich lange bei sich gehabt zu haben.“

Der naturforschenden Gesellschaft in Zürich war Hasse im Jubiläumsjahre 1846 als ordentliches Mitglied beigetreten. Von dem Interesse, das er dieser Gesellschaft entgegenbrachte, zeugt sein Vortrag vom 3. März 1847: „Beobachtungen über die *Sarcina ventriculi*“, der im ersten Bande der „Mitteilungen der naturf. Gesellsch. in Zürich“ (Nr. 5 u. 6) abgedruckt ist. Wir verdanken aber Hasse auch ein sehr interessantes Bild, das er von dem damaligen geistigen Leben Zürichs entworfen hat. In seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“, die er ursprünglich nur für einen engeren Freundeskreis niedergeschrieben, dann aber später in einer zweiten Auflage weiter geführt hatte, erzählt Hasse ausführlich und mit offenkundiger Freude von seinem Zürcher Aufenthalte. Das Erscheinen dieser zweiten Auflage hat

Hasse nicht mehr erlebt; sie ist von E. Ehlers in Göttingen besorgt worden und ist mit zwei Bildnissen des Autors geschmückt, von denen das eine nach einer Lithographie hergestellt ist, die 1850 in Zürich von Irmingier angefertigt worden war. Da heisst es nun:

„Durch Kölliker<sup>1)</sup> war ich in den Kreis der Mitglieder der naturforschenden Gesellschaft eingeführt worden, wo ich bald heimisch wurde und mich namentlich mit dem geistvollen O. Heer und dem trefflichen Arnold Escher v. d. Linth befreundete. In dieser gelehrten Gesellschaft herrschte damals ein reges Leben. Nägeli gab hier zuerst seine bedeutenden Forschungen über die Entwicklungsgeschichte der Algen bekannt, Heer seine paläontologischen Entdeckungen der tertiären Flora und Fauna und die damit zusammenhängenden Anschauungen von der Gestaltung der vorweltlichen Natur. Escher erklärte den Bau der Alpengebirge, dessen Rätsel er mit so grossem Erfolge zu lösen beschäftigt war. Mousson hielt uns im laufenden über den Gang der physikalischen Arbeiten. So brachte ein jeder sein bestes zur allgemeinen Kenntnis. Oft waren fremde Naturforscher willkommene Gäste. Im Herbst kam fast alljährlich Charpentier von Bex, in dem ich zu meiner Freude einen früheren sächsischen Landsmann erkannte. Er brachte seinen getreuen Venetz mit, den Sohn jenes Mannes, der zuerst die Aufmerksamkeit Charpentiers auf das wahre Verhältnis der erraticen Blöcke und die darauf gegründete Gletschertheorie gerichtet hatte. Wiederholt war der berühmte Leopold von Buch in Zürich, um mit Heer und Escher zu verkehren. So auch Desor, Studer u. a. — Schönbein, der geistvolle Chemiker von Basel, dessen Ozon-Forschungen damals anfangen Aufsehen zu machen, reizte mich, den Zusammenhang zwischen Ozon in der Luft und dem Auftreten epidemischer Krankheiten zu prüfen, leider ohne dass dabei etwas bestimmtes herauskam. Schönbein war immer voll origineller Einfälle und wusste dieselben mit bestem Humor vorzutragen.

Im Frühjahr und Herbst machte Professor Escher mit seinen Schülern zu geognostischer Belehrung Ausflüge in die Umgegend, denen ich mich an Sonntagen, so oft ich konnte, anschloss. Da lernte ich so recht meines Freundes ernsten und ehrlichen Forschungsgeist kennen, der sich auch in allen seinen Charaktereigenschaften widerspiegelte. Es hat gewiss nicht viele solche bedeutende und zugleich selbstlose und bescheidene Naturen gegeben, wie Arnold Escher. Und wie liebenswürdig war auch das Verhältnis zu seinen Schülern.

Einst in den Osterferien hatte ich das Vergnügen, Oswald Heer auf einem mehrtägigen Ausfluge an den Bodensee in die Steinbrüche von Ocnigen, Wangen und Umgebung zu begleiten. Mit uns war Graf Benzol, Sohn des bekannten Dalb ergschen Ministers aus Napoleonischer Zeit, der in Mariahalden am Zürichsee ein Landhaus bewohnte. Wir drei klopfen aus dem Gestein so viele fossile Insekten heraus, dass Heer bei Bestimmung

<sup>1)</sup> Kölliker, seit 1841 Mitglied und seit 1891 Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, war von 1843 bis 1847 ihr Sekretär gewesen.



der Käfer in Verlegenheit kam und endlich gar unsere Namen in diesen vorweltlichen Tierchen verewigte.“ —

Wir müssen es uns leider versagen, dem Wortlaute der Hasseschen „Erinnerungen“ weiter zu folgen. Ihres kulturgeschichtlichen Interesses wegen möge aber wenigstens noch der Auszug folgen, den die „Neue Zürcher Zeitung“ in ihrer Nr. 361 vom 30. Dezember 1902 gebracht hat und der die weiteren „Erinnerungen“, soweit sie sich auf Zürich beziehen, mit einer für uns ausreichenden Ausführlichkeit wiedergibt. Es heisst dort:

Auch Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft wurde Hasse. Ferdinand Keller war bekanntlich ihr Vorstand, wie er ihr Gründer gewesen war. Von ihm heisst es: „Keller, ein vielseitig gebildeter Mann von scharfem Verstand und feiner Beobachtungsgabe, zeigte sich, selbst in seinen Jungeselleneigenheiten, niemals unbedeutend. . . Er war ein entschieden findiger Mensch, der, wo man auch anpochte, Bescheid zu geben wusste; dabei ergötztlich durch trockenen Humor.“

Die Freude an der bildenden Kunst veranlasste Hasse auch zum Eintritt in die Zürcherische Künstlergesellschaft. „Am Donnerstag abend kam man auf dem „Künstlertgütli“ zusammen zu geselligem Verkehr und Betrachtung älterer und neuerer Kunstsachen.“ „Der alte Herr Ludwig Vogel . . . wusste sehr lebhaft und interessant zu erzählen . . . Auch bekamen wir hier die frühesten Arbeiten des bald so berühmt gewordenen Tiermalers R. Koller zu sehen.“ „An Unterhaltung und Abwechslung fehlte es hier nicht, und wie schön ruhte es sich nach getaner Arbeit an Sommerabenden auf der Terrasse des hochgelegenen Künstlertgütli im Anblick der reizendsten Landschaft aus.“

„Man sieht — so fasst Hasse seine Eindrücke zusammen — Zürich gewährte, wenn man nur wollte und sich nicht schmollend zurückzog, die mannigfaltigste geistige Auregung.“

Mit dem „klugen und feinen“ Dr. Rahn-Escher, dem damaligen Mitglied des Erziehungsrates, der mit Hasse wegen seiner Berufung nach Zürich verhandelt hatte, kam Hasse stets sehr gut aus. „Über seine politischen Taten haben wir nie miteinander gesprochen; niemals habe ich ihn über seine politischen Gegner anders als anständig und gerecht urteilen hören.“ Enge Bekanntschaften mit dem Hause des Kaufherrn Escher-Hess, des sächsischen Konsuls in Zürich, mit dem Seidenfabrikanten Baumann-Dietzinger in Horgen u. a. m. wurden geschlossen. Auch mit Winterthur knüpften sich verschiedene Freundschaftsbande, und zwar nicht nur solche mit Personen: „die Bekanntschaft mit dem vortrefflichen Winterthurer roten Wein, die ich veranlasst wurde in einer grossen Privatkellerei zu machen, darf ich doch auch nicht unerwähnt lassen.“

Seine ärztliche Tätigkeit, die Hasse auf Konsultationen mit den praktischen Ärzten beschränkte — es schien ihm nicht gerechtfertigt, diesen Konkurrenz zu machen — brachte ihn naturgemäss mit den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung in Berührung. Nicht nur im Kanton Zürich, sondern auch fast in der ganzen Ostschweiz und in den Urkantonen ist Hasse als ärztlicher Ratgeber herungekommen. Sein allgemeines Urteil über die

Bevölkerung dieser Lande ist ein vorherrschend günstiges: „Gewissenhaftigkeit im Tun, Standhaftigkeit im Leiden, einfaches, treuherziges Wesen. Dankbarkeit auch lange über die Zeit der Not hinaus fand ich beinahe durchgängig.“ Auch die Kehrseiten freilich hat Hasse nicht übersehen: den mehr aufs Materielle gerichteten Erwerbssinn, die oft in Geiz ausartende Sparsamkeit, die in Herrschsucht gegen Untergebene übergehende Tatkraft. Auch die Form in der sich die guten Eigenschaften äussern, „kann recht trocken und kühl“, sogar das Wohltun „mit einer gewissen Härte“ ausgeübt werden. „Dagegen findet Schlawheit und Weichlichkeit überall nicht statt.“ „Alles in allem genommen überwiegen die guten Eigenschaften und selbst bei den weniger guten lässt sich ein charaktervolles Wesen durchfühlen, dem man eine gewisse Anerkennung nicht versagen mag.“

„Im allgemeinen, fährt Hasse dann fort, scheinen die Musen und Grazien nicht gerade Stammgäste im zürcherischen Hause zu sein.“ „Allgemein verbreitet und erfolgreich ist die Pflege der Musik.“

Hasse wurde der Nachfolger Bluntschlis im Rektorat der Universität. „In jenen Jahren war man gewöhnt, alles zu einer Angelegenheit der politischen Parteien zu machen. Da wurde z. B. auch eine studentische Unart gegen einen der Professoren zu einer solchen aufgebauscht, mir aber, als Rektor, die Einleitung zu einer Untersuchung wie bei einem Kriminalprozess zugemutet. Ich hatte die grösste Mühe, die Sache wieder in das richtige Geleise der Pädagogik zurückzuführen und den zu einer Gegendemonstration gereizten Studenten diese Absicht zu vereiteln.“

Hasse lernte auch den bekannten Grafen Plater in Bendlikon kennen, den Mittelpunkt der polnischen Flüchtlinge. „Mir schien er nur ein unklarer, aber ehrlicher und liebenswürdiger Schwärmer zu sein.“ Als sein Gegenstück bezeichnet Hasse Arnold Ruge; er kam mit dem „grimmen Löwen“ aufs Trefflichste aus. Uebrigens — bemerkt Hasse — wendet ja auch der ärztliche Beruf viele Gegensätze im Menschenverkehr in friedlichster Weise um.

Es folgen dann eine Anzahl knapp gezeichneter Porträte: das Georg Herweghs: „in der Unterhaltung geziert, im Handeln schlaff, nach einem einmaligen jugendlichen Aufschwung voll Kraft und Feuer erschöpft“; das Follens, das Ferdinand Lassalles: „dieser, ein schöner, schlanker Herr von weltmännischer Haltung“ verlangte eines Tages gegen ein ansehnliches Honorar von Hasse ein ärztliches Zeugnis, wodurch der Gräfin Hatzfeld bescheinigt werden sollte, dass schwere Krankheit sie an der Rückkehr in die preussischen Staaten hindere. Hasse wollte zuerst die Sache untersuchen, bevor er sich dazu herbeiliess; als er an der Gräfin von einer erheblichen Krankheit nichts entdeckte, lehnte er ab trotz der „fabelhaften Beredsamkeit“ Lassalles und dessen weitem klingenden Angeboten. „Ob der grosse Apostel der Sozialdemokratie anderswo mit der Suche nach einem falschen Gutachten glücklicher gewesen ist, habe ich nicht erfahren.“ Eine andere, aber weit angenehmere Bekanntschaft war die mit dem damaligen Bundesrichter Dr. Kern, dem spätem schweizerischen Gesandten in Paris. „Der liebenswürdige und vielgewandte Mann wusste manches zu erzählen.“

Im weitem Verlauf seiner Erinnerungen kommt Hasse auf die bewegten Zeiten des Sonderbundes zu sprechen. „Wir hielten an der Hochschule unsere Vorlesungen und hatten sogar einzelne Zuhörer aus den Sonderbundskantonen behalten. Nur als der Kanonentonner des sehr ernsthaften Gefechtes bei Gyslikon über den Albis herüber tönte und am Zürichberg wiederhallte, wurde mein Auditorium unruhig, ohne jedoch vor dem Schluss der Vorlesung auseinanderzugehen.“ Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 brachten deutsche Freischärler in Masse nach Zürich. Mit wenig erhebenden Gefühlen hat sie Hasse betrachtet; neben vielen verkommenen Subjekten, die aus niedrigsten Motiven zu den Freischaren sich geschlagen hatten, gab es natürlich auch bessere Elemente; aber diejenigen, welche höhere Ziele und Ideale verfolgten, „scheinen in der entschiedensten Minderheit gewesen zu sein.“ Manche dieser Flüchtlinge mussten, da sie erkrankt waren, im Spital untergebracht werden. „Da hatte ich oft viele Mühe mit den unbotmäßigen Menschen und war sogar genötigt, ein paar recht schlimme Bur-schen der militärischen Haft zu übergeben. Aber auch unter diesen Kranken fand sich mancher gute chrliche Junge, dem man herzliches Mitleid schenken konnte und gern wieder heimgeholfen hätte.“

Mit Richard Wagner ist Hasse nicht zusammengetroffen, „hörte aber, dass er auch hier mit seiner dämonischen Genialität es verstanden habe, einige Kunstenthusiasten auszubeuten.“

Verschiedene Berufungen an andere Universitäten hat Hasse in diesen Zürcher Zeiten abgelehnt. Die Stadt ehrte ihn dafür durch Verleihung des Bürgerrechts, die grösste Auszeichnung, und „zu jener Zeit noch eine grosse Seltenheit.“ Mit offenkundiger Sympathie berichtet ferner Hasse von Festen in Zürich, so z. B. dem „Sechseläuten“ und kommt dabei auch auf das Zunftwesen der Stadt zu sprechen. — Endlich aber, im Herbst 1852, entschloss sich dann Hasse doch, nach Deutschland zurückzukehren und zwar nach Heidelberg. Verschiedene Gründe gaben den Ausschlag: Hasse wünschte wieder mehr zu literarischen Arbeiten zu kommen, als ihm dies seine sehr angespannte Tätigkeit in Zürich ermöglichte; dann misstimmte es ihn, dass er vom Erziehungsrat bei Berufungen an die medizinische Fakultät nie zu Rate gezogen wurde: „so konnte es geschehen, dass eine Gelegenheit, Virchow für unsere Hochschule zu gewinnen, versäumt wurde.“ Anderes kam noch hinzu; auch die Rücksicht auf seine Frau, die das Heimweh nach Deutschland nie ganz überwand, war ein beachtenswerter Faktor. So schied Hasse von unserer Stadt, aber schön heisst es in den „Erinnerungen“: „Ich muss gestehen, dass mich manchmal ein Gefühl der Reue ob der getroffenen Entscheidung überkam — das Heimweh nach Zürich habe ich auch später niemals ganz überwinden können.“ „Mit schmerzlicher Wehmut“ riss sich Hasse mit den Seinen „von der nun aufgegebenen zweiten Heimat“ los.

Johannes Wislicenus (1835—1902, Mitgl. d. Gesellsch. seit 1896, Ehrenmitglied seit 1896.

Mit Johannes Wislicenus, der am 5. Dezember in Leipzig gestorben ist, schied eines der ältesten und seiner Zeit tätigsten Mitglieder unserer Gesell-

schaft aus dem Leben. Er war von 1870 bis 1872 ihr Präsident gewesen, von Herbst 1871 an auch Direktor des eidgenössischen Polytechnikums, und hatte Zürich Herbst 1872 verlassen, um einem Rufe nach Würzburg zu folgen. Wie viel Jahre aber auch seitdem verflossen, so hörte Wislicenus doch nie auf, sich hier der grössten Sympathien zu erfreuen, wie auch umgekehrt er der Stätte seiner ersten akademischen Wirksamkeit stets eine besondere Anhänglichkeit bewahrte.

Als im Jahre 1894 die Gesellschaft ehemaliger Studierender der eidgenössischen polytechnischen Schule (G. e. P.) das 25-jährige Jubiläum ihres Bestehens feierte und hierzu eine Festschrift vorbereitete, die neben andern die sämtlichen ehemaligen Professoren des Polytechnikums in Wort und Bild vorführen sollte, wandte sich der Vorstand auch an Wislicenus mit der Bitte um eine Autobiographie, eine Bitte die sofort in liebenswürdigster Weise erfüllt wurde. Leider gestattete damals der Raum nicht den vollständigen Abdruck, und so glauben wir, den zahlreichen Freunden des Verstorbenen eine Freude zu bereiten, wenn wir heute den Inhalt jener Festschrift, soweit sie hierher gehört, wörtlich wiedergeben.

„... Ich bin geboren am 24 Juni 1835 in Klein-Eichstedt, preussische Provinz Sachsen, als Sohn des bekannten Predigers und Lichtfreundes<sup>1)</sup> G. A. Wislicenus. Ostern 1841 siedelte die Familie nach Halle a. S. über. Dort besuchte ich die Bürgerschule und hierauf die Realschule I. Ordnung der Frankeschen Stiftungen, bestand Ostern 1853 an letzterer die Maturitätsprüfung und ging als Hilfsassistent am chemischen Laboratorium zu den Universitätsstudien über. Schon im Herbste desselben Jahres mussten die-

<sup>1)</sup> Die „Lichtfreunde“ oder „Protestantische Freunde“ waren eine 1841 in der Provinz Sachsen gegründete freireligiöse Gemeinschaft. Auf ihren Versammlungen, die zweimal jährlich zu Cöthen stattfanden, verlangten sie: Fortführung der Reformation und vernunftgemässe Auslegung der Heiligen Schrift. Den Anstoss zu der ganzen Bewegung hatte das Einschreiten gegen den Pfarrer Sintenis in Magdeburg gegeben, der sich gegen die Anbetung Christi ausgesprochen hatte. Zu den eifrigsten Mitgliedern der Lichtfreunde gehörte Gustav Adolf Wislicenus, der Vater unseres verstorbenen Kollegen. Geboren am 20. November 1803 zu Battaune bei Eilenburg (Reg.-Bez. Merseburg) hatte er in Halle Theologie studiert. Nachdem er als Mitglied der Burschenschaft eine fünfjährige Festungshaft durchgemacht hatte, war er 1834 Pfarrer in Klein-Eichstedt und 1841 Pfarrer in Halle geworden. Infolge seines 1844 in Cöthen im Vereine der Lichtfreunde gehaltenen Vortrages: „Ob Schrift, ob Geist?“ wurde er seines Amtes entsetzt. Er wirkte darauf als Pfarrer der Freien Gemeinde in Halle, bis er 1853 wegen seiner Schrift: „Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit“ zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Es gelang ihm aber, nach Amerika zu entfliehen, wo er sich durch Vorträge und Unterricht seinen Lebensunterhalt erwarb. Im Jahre 1856 kehrte er mit seiner Familie nach Europa zurück und liess sich in Zürich nieder. Hier starb er am 14. Oktober 1875, nachdem er 1863 sein Hauptwerk: „Die Bibel für denkende Leser“ vollendet hatte. Im Jahre 1866 hatte er das Unglück gehabt, seinen hoffnungsvollen Sohn, Dr. Hugo Wislicenus, zu verlieren, der am Grünhorn verunglückt war.

selben unterbrochen werden, da der Vater, den Verfolgungen der preussischen Reaktionszeit ausweichend, nach Nordamerika auswanderte.

Von Dezember 1853 bis Juli 1854 war ich Assistent des Prof. Horsford an Harvard University in Cambridge bei Boston, ging dann nach New-York, wo ich ein analytisches Laboratorium einrichtete und an Mechanic's Institute Vorlesungen über technisch-chemische Gegenstände hielt.

Juni 1856 kehrte die ganze Familie nach Europa zurück und liess sich in Zürich nieder. Dort liess ich mich an der Universität immatrikulieren und hörte auch am Polytechnikum Vorlesungen. Ostern 1857 berief mich mein früherer Lehrer Prof. Dr. W. Heintz als Assistent wieder nach Halle, von wo ich im August 1859 nach Zürich zurückkehrte, um dort am 15. Januar 1860 zu promovieren und mich gleich darauf an der Universität und dem Polytechnikum als Privatdozent für Chemie zu habilitieren.

Mit Beginn des Sommersemesters begann ich an beiden Hochschulen meine Vorlesungen. Im Herbste wurde ich als Vertreter des erkrankten Professors E. Schweizer mit dem chemischen Unterrichte an der Industrieschule der Kantonsschule und an der Tierarzneischule betraut, Ostern 1861 als Schweizers Nachfolger angestellt und 1862 zum Professor ernannt. 1865, nach Vollendung des neuen Chemischen Laboratoriums des Polytechnikums, wurde ich a. o. Professor der Chemie und Direktor des chemischen Universitätslaboratoriums, nachdem ich schon von 1863 an die Vorlesung über unorganische Chemie am Vorkurs des Polytechnikums gehalten hatte. 1867 wurde ich zum ordentlichen Universitätsprofessor befördert und legte die übrigen Lehrstellen nieder.

Im Herbst 1870 wurde ich bei Städeler's Rücktritte zum Professor der reinen und analytischen Chemie am Polytechnikum und Direktor des analytischen Laboratoriums, ein Jahr darauf vom Bundesrate zum Direktor des Polytechnikums selbst ernannt.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten in der Zürcher Periode betreffen hauptsächlich die Oxy Säuren, unter diesen in erster Linie die Milchsäure und ihre Modifikationen, sowie den synthetischen Aufbau organischer Verbindungen, z. B. der zweibasischen Säuren.

In Würzburg lehrte ich vom Herbste 1872 bis eben dahin 1885 und bin während dieser Zeit zweimal (1880/81 und 1881/82) Rektor der Universität gewesen. Im letzteren Jahre hatte ich das 300-jährige Jubiläum der Universität vorzubereiten und zu leiten.

Unter meinen und meiner Schüler wissenschaftlichen Arbeiten stehen die Acetessigestersynthesen im Vordergrunde, auch habe ich die Regnault-Streckerschen Lehrbücher der unorganischen und organischen Chemie neu bearbeitet.

Seit 1885 wirke ich in Leipzig als Professor der reinen Chemie und Direktor des I. Chemischen Universitätslaboratoriums. Meine Arbeiten betreffen hauptsächlich die Verhältnisse der geometrischen Isomerie, über welche ich 1887 auch eine grössere grundlegende Abhandlung unter dem Titel „Ueber die räumliche Anordnung der Atome in organischen Molekulan“ veröffentlicht habe...“